

Bischöfin Petra Bosse-Huber, *Evangelische Kirche in Deutschland*

3. Sonntag im Advent, 15. Dezember 2024, 10 Uhr

Predigt zu Römer 15, 4-13

Friede sei mit euch!

Liebe Gemeinde,

Ihnen begegnet heute Morgen als adventlicher Impuls ein Brief des Paulus an die römische Gemeinde:

Römer 15, 4-13: „⁴ Denn was zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, damit wir durch Geduld und den Trost der Schrift Hoffnung haben. ⁵ Der Gott aber der Geduld und des Trostes gebe euch, dass ihr einträchtig gesinnt seid untereinander, wie es Christus Jesus entspricht, ⁶ damit ihr einmütig mit einem Munde Gott lobt, den Vater unseres Herrn Jesus Christus. ⁷ Darum nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Ehre. ⁸ Denn ich sage: Christus ist ein Diener der Beschneidung geworden um der Wahrhaftigkeit Gottes willen, um die Verheißungen zu bestätigen, die den Vätern gegeben sind; ⁹ die Heiden aber sollen Gott die Ehre geben um der Barmherzigkeit willen, wie geschrieben steht: »Darum will ich dich loben unter den Heiden und deinem Namen singen.« ¹⁰ Und wiederum heißt es: »Freut euch, ihr Heiden, mit seinem Volk!« ¹¹ Und wiederum: »Lobet den Herrn, alle Heiden, und preisen sollen ihn alle Völker!« ¹² Und wiederum spricht Jesaja: »Es wird kommen der Spross aus der Wurzel Isaia, und der wird aufstehen, zu herrschen über die Völker; auf den werden die Völker hoffen.« ¹³ Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes.“

Lassen Sie uns, liebe Gemeinde, den Spuren dieser antiken Briefzeilen nachspüren. Wir folgen den paulinischen Gedanken in einer Zeit, in der die Berliner Polizeipräsidentin gerade jüdische und queere Menschen aufgefordert hat, bestimmte Bezirke zu meiden, damit sie nicht zu Opfern von Gewalt werden, No-Go-Areas mitten in Berlin. Antisemitismus, islamfeindlicher Rassismus oder die Diskriminierung von Minderheiten feiern nicht nur auf den Straßen unserer Hauptstadt wieder gewalttätige Urstände. Wie liest es sich dann für Sie, liebe Gemeinde, wenn Paulus schreibt, Christus sei „ein Diener der Beschneidung“ geworden? Das heißt doch in aller Klarheit: Jesus, selbst ein Beschnittener, lebte, litt und starb als Jude. Inmitten gefährlicher rechtsextremer und offen antisemitischer Propaganda im aktuellen Wahlkampf, die ein vermeintlich „christliches Abendland“ herbeifantasiert, ruft uns Paulus nüchtern in Erinnerung: Jesus war Jude. Punkt. Und als christliche Gemeinde ergänzen wir: Was ist das für ein Glück für uns als Nichtjüdinnen und Nichtjuden, dass der Tod und die Auferstehung dieses Juden uns aus den anderen Völkern die Tür aufstößt zu den Verheißungen Gottes. Diese Verheißungen zielen auf Frieden und Gerechtigkeit für die ganze Welt, auf alle Völker und Staaten im Westen und Osten, im Süden und Norden. Von Beruf war Paulus ein Zeltmacher. Als wollte er sagen: Vierfach genährt hält besser, untermalt er diese globale Friedensvision mit vier Zitaten aus der Hebräischen Bibel. Zuletzt aus dem Jesajabuch: »Es wird kommen der Spross aus der Wurzel Isaia, und der wird aufstehen, zu herrschen über die Völker; auf den werden die Völker hoffen.«

Wenn wir aus dem Jahr 2024 auf die Anfänge des Christentums zurückschauen, unterschätzen wir leicht, mit welcher massiven interkulturellen und interreligiösen Fragen sich diese erste Anhängerschaft Jesu konfrontiert sah. Auch wenn sie in Jesus aus Nazareth einen faszinierenden Kompass für ihr Leben gefunden hatten, blieb doch vieles unklar. Die Gemeindeglieder fragten sich: Muss ich als Christusfreundin hier in Rom eigentlich die Speisegebote oder religiösen Feiertage halten, so wie es die jüdischen Anhänger Jesu selbstverständlich tun? Oder bin ich als Nichtjüdin frei von solchen kultischen Regeln? Wir Heutigen ahnen, wie tief kulturelle und religiöse Gewohnheiten gehen können, die wir von Kindesbeinen an verinnerlicht haben. Es ist für viele Menschen weit mehr als nur eine persönliche Geschmackssache, was sie gerne und freiwillig essen oder wovon sie sich ekelnd. Oft ist es damit identisch, was in der eigenen Kultur seit Jahrhunderten als reine oder unreine Speise galt. Ich kenne viele Juden oder Muslime, die sich zwar als säkular verstehen, aber niemals Schweinefleisch essen würden.

Über den konkreten Konflikt damals in Rom, wissen wir einiges aus historischen Dokumenten: Es ging in diesem Streit um den generellen Verzicht auf Fleisch und Wein. Es sind mehrere Dekrete des römischen Kaisers überliefert, die den Fleischverkauf in römischen Tavernen und den Fleischgenuss auf den Straßen von Rom verbieten. Das war ein sozial dramatisches Verbot, denn in den Unterkünften der Armen waren offene Kochstellen streng verboten, so dass sich die ärmeren Menschen überhaupt nur an Straßenimbissen mit warmen Mahlzeiten versorgen konnten. Finanziell bessergestellte Römer konnten sich in ihren eigenen Küchen versorgen, arme nicht. Vielleicht lebten deshalb die häufig ärmeren Judenchristen aus Angst vor den drastischen staatlichen Repressalien im Römischen Reich streng asketisch, um ja nicht der Obrigkeit aufzufallen. Denn zur verdächtigen christlichen Sekte zu gehören konnte für die Betroffenen hoch gefährlich sein. Insofern reagiert Paulus hier nicht nur auf eine theologische, sondern auch auf eine soziale Frage, wenn er anmahnt: „Darum nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Ehre.“ In eindringlichen Worten fordert Paulus, die „Starken“ - und hier sind durchaus die wirtschaftlich Starken, die Reichen in Rom gemeint - auf, sich nicht von den „Schwachen“ abzuwenden, sondern deren Gemeinschaft zu suchen. Gerade für das Zusammenleben so unterschiedlicher religiöser Gruppen wie Judenchristen und Heidenchristinnen, Armer und Reicher, römischer Sklavinnen und Freien wirbt Paulus für eine radikale Haltung von Zwischenmenschlichkeit und Toleranz.

Wir leben in einer Zeit, in der wir medial überschwemmt werden von Ratgeberliteratur. Was kann man sich da nicht alles an Tipps abholen: für die eigenen Partnerschaften, erotische Beziehungen, für Arbeit und Karriere. Gebrauchsanweisungen gibt es wie Sand am Meer. Moderne Konzepte zielen auf die Machbarkeit unseres Lebens und auf die unsere Kontrolle über unser persönliches Schicksal. Vorherrschende Botschaft fast aller Ratgeber: Jeder und jede ist allein seines oder ihres Glückes Schmied.

Im krassen Kontrast zu dieser völlig individualistischen Ausrichtung orientiert sich für den Ratgeber Paulus christliche Lebensqualität und Lebenskunst immer an der Gemeinschaft. Paulus verspricht seiner Leserschaft weder Gesundheit noch materiellen Wohlstand oder Wellness. Wir begegnen bei Paulus stattdessen einer spannenden Ethik der Zwischenmenschlichkeit. Der Apostel beschwört die Zusammengehörigkeit von Menschen, die sich darin zeigt, wie Starke mit Schwachen umgehen. Aus ihrem Glauben sollen Menschen ihre eigene Lebensform in großer Freiheit leben, aber auch den anderen zubilligen, dass diese sich aufgrund ihrer Überzeugungen ganz anders verhalten. Das gilt innerhalb einer Religion wie dem Christentum, aber genauso zwischen verschiedenen Religionen und Kulturen. Wir begegnen hier einem leidenschaftlichen Appell gegen die Versuchungen von Spaltung und von Polarisierungen. In unserer Zeit noch oft verstärkt durch Fakenews und populistische Propaganda. Für Paulus steht und fällt alles mit dem

menschlichen Miteinander. In der fragilen Gemeinschaft von Menschen hier auf Erden kann für Paulus schon eine erste Ahnung von Gott neuer Welt des Friedens und der Gerechtigkeit erfahren werden. Eine neue und heilere Welt hat hier ihren Anfang und ein neuer Himmel ohne Raketen, Drohnen und Bomben. Christliches Glück gibt es nicht im Singleformat. Gerechtigkeit und Frieden gibt es niemals im kleinen egoistischen Karo, sondern immer nur zusammen mit anderen. Anders als wir heute Morgen hier im Berliner Dom trafen sich die römischen Christen nicht auf dem neutralen Boden einer Kirche, eines Gemeindehauses oder digital zum Gottesdienst. Gottesdienste fanden in den manchmal spärlichen, manchmal aber auch feudalen Privaträumen der ersten Christinnen und Christen zu Hause statt. Man musste handfest die Haustür für fremde und unvertraute Menschen öffnen, Wohlhabende- so die Idee des Paulus- sollten Sklavinnen und Sklaven in die eigene Privatsphäre, in die eigene Küche oder das private Wohnzimmer einladen und umgekehrt. Getreu dem Adventsmotto: „Macht hoch die Tür!“ Was für eine Herausforderung, was für eine Zumutung!

Liebe Gemeinde, sind wir vielleicht heute auch deshalb mit so vielen Polarisierungen und Spaltungen konfrontiert, weil wir uns gesellschaftlich und kirchlich so bequem aus dem Weg gehen können? Nicht genötigt sind, unsere Türen für Fremde zu öffnen? Ich habe viele engagierte kirchliche Diskussionen der vergangenen Monate als eine intensive Suche verstanden, wie wir in Kirche und Diakonie das anbieten können, woran es heute so häufig fehlt: Nämlich Räume, in denen Menschen mit sehr unterschiedlichen Ansichten zusammenkommen und sich über gesellschaftliche Probleme austauschen können. Daraus ist in der evangelischen Kirche die Kampagne #VerständigungsOrte entstanden. Hier laden immer mehr Kirchengemeinden, diakonische und kirchliche Einrichtungen ein, solche „dritten Orte“ zusammen mit zivilgesellschaftlichen Partner*innen zu gestalten. Dort stehen brennende Fragen im Zentrum, die im eigenen Dorf, Stadtteil oder in der Region gerade dran sind. Die Themen reichen von Klima, Krieg, Corona, Migration und sozialer Ungerechtigkeit bis hin zu lokalen Infrastrukturproblemen, dem Müll im Park oder der geplanten Straßenumgestaltung. Da reden etwa beim Projekt „Bubble Crasher“ in Sachsen-Anhalt Jugendliche mit komplett konträren politischen Überzeugungen miteinander, die einander sonst eher aus dem Weg gehen. Dass die Anzahl solcher VerständigungsOrte zurzeit wächst, freut mich sehr. #VerständigungsOrte laden Menschen ganz unterschiedlicher sozialer Hintergründe ein, ihre Filterblasen zu verlassen und sich auf einen offenen Austausch mit Andersdenkenden einzulassen. Auch im jetzigen Wahlkampf soll damit der demokratische Diskurs in unserem Land gestärkt werden. Für mich sind das lebendige Hoffnungsorte in einer Zeit, die oft vom erschöpften Ausverkauf der Hoffnung gezeichnet ist. Wenig verbindet die politischen Lager von ganz rechts bis ganz links aktuell wohl stärker als diese lähmende Atmosphäre von Resignation und Hoffnungslosigkeit. Es gibt keine Hoffnung mehr sagen viele engagierte Klimaaktivistinnen, nicht nur „die letzte Generation“, angesichts des heißesten Jahres seit Beginn der Temperaturaufzeichnungen. Es gibt keine Hoffnung sagen aber auch rechtsextreme Demokratiefeinde, die erfolgreich Katastrophenbilder vom „Untergang des Abendlandes“ in den Köpfen und Herzen ihrer Anhängerschaft verankern.

Bei uns zu Hause hängt eine Kalligrafie im Flur: In den schönen Buchstaben der kambodschanischen Khmersprache und in englischer Sprache ist da zu lesen: *„Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes.“* Das Geschenk einer unserer Töchter zum Einzug am neuen Ort in der Nähe von Hannover. Über wenige Bibelverse habe ich so oft nachgedacht wie über diesen letzten Vers unseres Predigttextes. Bei jedem treppauf und treppab zu Hause fällt mein Blick darauf. Diese Worte scheinen

mir, je öfter ich sie lese, immer tiefer, breiter, höher und weiter zu werden. Jetzt lese ich in dem größeren Briefabschnitt, dass Geduld eine Voraussetzung für diese Hoffnung ist. Und mehr Geduld brauche ich tatsächlich. Im biblischen Wortsinn meint Geduld aber nicht stilles, demütiges Ausharren, sondern Geduld meint „standhaft durchs Leben zu gehen“ und „wahrhaftig zu sein“. Ja, zu diesen Menschen würde ich gerne gehören, denn die sind im Großen und im Kleinen gerade besonders gefragt, die Standhaften und die Wahrhaftigen. Menschen, auf die Verlass ist. Manchmal bin ich meilenweit von solchem Mut und Standhaftigkeit entfernt und spüre, wie dringend ich meine schlappen und schwachen Hoffungskräfte aufladen muss. Leider kann ich Hoffnungsvorräte aber nicht in guten Zeiten horten und dann in schlechten Zeiten einfach bei Bedarf aus der seelischen Vorratskammer holen. Nein, Hoffnung entsteht häufig erst in der harten Berührung mit der Wirklichkeit. Vielleicht ist es der Heilige Geist, der dann, wenn wir uns an der bitteren Realität reiben, aus dieser schmerzlichen Reibungsenergie kleine Hoffnungsfunken entstehen lässt. Auch wenn diese Funken zunächst klein und schwach zu sein scheinen, können sie zu lebensrettenden Lichtquellen und Wärmeorten für uns werden.

Ich wünsche Ihnen, liebe Gemeinde, dass Sie in den leidvollen oder konfliktreichen Zeiten Ihres Lebens erleben, wie solch ein kleiner Hoffnungsfunke gerade in den Tagen aufblitzt, die Sie an die Grenzen Ihrer Möglichkeiten bringen. Trost und Hoffnung starten oft als Pflänzchen, aber können Tag für Tag wachsen und kräftiger werden. Lassen Sie sich in dieser Adventszeit daran erinnern, dass Sie etwas zu hoffen haben. Was auch immer Sie niederdrückt, auslaugt oder belastet unterwegs im Dornwald unserer Welt: Für Sie gibt es Trost im Leben und im Sterben. Hoffnung - für Sie, für uns und für diese unglaublich schöne zerbrechliche Welt. Diese Hoffnung stärkt für dieses reiche und schwere irdische Leben und sie weist zugleich weit darüber hinaus. Deshalb noch einmal zum Schluss mein Adventswunsch für Sie persönlich: *„Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes.“*

Amen!

